



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Christern: Das wahre Virtuosenwesen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das wahre Virtuosenwesen.

Billiger Weise muß man unter den Virtuosen auf den verschiedenen Instrumenten einen Unterschied machen. Die meisten Virtuosen haben wir auf dem Pianoforte und der Violine; auf jenem, weil es das allgemeine Instrument der Gesellschaft ist, auf dieser, weil es das vorzugsweise sogenannte Concert-Instrument ist. Die Virtuosen auf dem Violoncello, auf dem Horn, der Flöte, Oboe &c. sind schon seltener, oder wenigstens sind diese mehr solide, bescheidene Musiker, drängen sich nicht so gierig hervor oder sind auch nicht in der Mode und von dieser gleichsam geächtet, wie die Flötisten. Ich will hier nur von den Virtuosen auf dem Pianoforte reden. Alle Welt, Jedermann spielt Pianoforte, sie haben also die feste, bestimmte Aussicht, von aller Welt und Jedermann beachtet zu werden, und dies aus keinem andern Grunde, als weil Jedermann aus persönlichem Interesse hören und urtheilen will — denn wer auch nur die Noten und Griffe kennt, der hält sich für berufen und berechtigt, wenigstens für befähigt, wenn auch nur im Stillen, ein Kunsturtheil abzugeben — wie viel auf dem Pianoforte überhaupt wohl geleistet wird oder werden kann, und in welchem Verhältniß der Annäherung der Hörer sich als Selbstspieler zu diesem Virtuosenmaßstab befindet. Das ist der wahre Grund, warum in der unlängst abgeschlossenen Periode, auf welche die sogenannte Concertmüdigkeit folgte, die Pianoforte-Concerte so zahlreich besucht wurden, wozu etwa noch kam, daß Jedermann das Wunder, von dem in den Zeitungen so viel Lärm und Geschrei gemacht wurde, welches im Portrait, oft zu Duzenden, in allen

Musikalien- und Kunsthandlungen überall sogleich aushing, wo es sich in Person kaum erblicken ließ, nicht blos hören, sondern zur Befriedigung der Neugierde auch sehen wollte, um nach diesem Modell in den nächsten Tagen die Haare zu tragen oder sich am Pianoforte zu geberden.

Die Pianoforte-Virtuosen sind in der Regel — mit sehr seltenen Ausnahmen — das Opfer eines dreifachen Geizes oder einer dreifachen speculativen Habsucht: der Habsucht der Eltern, der Musikalienhändler und endlich ihrer selbst. Man hat auf der Bühne selbst von dem Theaterwesen vielfältig die Schminke abgekrast und die pappenen Muffonen zerrissen, man hätte dies doch längst und zwar recht gründlich bei dem Virtuosenwesen thun sollen. Oder ist dies schon nach dem allgemeinen Listschwindel überflüssig geworden? Sind der Welt die Augen aufgegangen und ist sie, vor Scham die Augen schließend, darüber endlich concertmüde geworden und besucht ein solches Virtuosenconcert höchstens nur noch der Langeweile und Verdauung wegen, die wie bei der Posse und Farce durch das Lachen, hier durch das Applaudirarbeiten erreicht wird?

Gewöhnlich ist der Vater eines Pianoforte-Virtuosen „Clavierlehrer“, der sein Kind, sobald es kaum zwei Jahre alt ist, an das Instrument setzt, es darauf schlagen läßt und — wenn das Kind zufällig mehrere Male eine und dieselbe Taste, vielleicht gar eine schwarze, z. B. das Es berührt, vor Entzücken ausruft und verbreitet: Mein kleiner Knabe hat vortreffliches, musikalisches Gehör, er hat ein großes Talent, er muß ein Virtuose werden! Dieses „Muß“ wird denn auch bitteren Ernstes in's Werk gesetzt. Nun fängt die Quälerei und Geistes- oder Gemüthsabildung an, die kindlichen Spieltriebe werden gewaltsam unterdrückt, die Schule wird zurückgestoßen, es hat für den Vater nichts mehr ein Interesse auf der Welt, als die zehn-, zwölf-, vierzehnstündige Uebung des Sohnes an jedem Tage; geht er aus, so lautet das Commando: Marsch an das Pianoforte, Mutter zählt nach, daß du es dreißig, fünfzig Mal durchspielst! Kommt er heim und trifft er den Knaben zufällig in diesem Augenblick nicht am Pianoforte, gar vor der Thüre — so wird die nicht fern liegende Reitpeitsche hervorgeholt, jene Zauber- und Wünschelruthe, womit die Wunderkinder hervorgerufen und gezeitigt werden. Der unglückliche Knabe weint. Die Tasten naß,

er zuckt mit den Schultern wegen der empfangenen Striemen, aber — er spielt, er übt wieder, die aufgegebenen fünfzig Male, und die mitleidsvolle, oder auch vielleicht selbst ehrgeizige Mutter darf dazu nichts sagen oder sagt nichts. Dies ist nicht im Geringsten übertrieben, vielmehr noch zu leise und blaß aufgetragen, um die Quälerei und Sklaverei an den hohlängigen, hagern, magern, blasfen Virtuosen von neun Jahren nicht auffallender und greller zu zeigen. Und welches ist der Zweck eines solchen Clavierlehrers mit seinem Kinde? Etwa um das Resultat seiner gerechten Ueberzeugung und der Welt einen Genius zu liefern? Ach nein, so viel muß er wissen, daß der Genius nicht unter Sklavensesseln, sondern nur unter faullenzenden, umschatteten Träumen, im süßen Nichtsthun wirklich gedeiht, wenn überhaupt der Grund und Quell zu einem genialen Künstler wirklich vorhanden ist. Die Fertigkeit, die Handgelenkigkeit, welche der wahre geistige Künstler zum Ausdruck, zur klaren Ordnung seiner Schöpfungen gebraucht, die ist nicht so schwer und mühsam zu erwerben. Beethoven und Gluck waren keine Virtuosen.

Was will denn der Vater, der „Clavierlehrer“ mit seinem Sohne? Zunächst einen Beweis liefern von der Trefflichkeit seiner Methode und durch das gepeinigte, gequälte Modell Kunden anlocken, dann mit dem Opfer dieser Methode Geld verdienen und so sich selbst der Arbeit, des Stundengebens überheben, auch mit Hilfe des Concertgebens Städte und Länder sehen, wohlleben, beschenkt werden durch das beschenkte Wunderkind, kurz sich gute Tage machen. Der Vater reist mit seinem jungen Sohne umher nach allen vier Weltgegenden, durch große und kleine Städte, um dort Concert zu geben, er gewöhnt den Knaben bald an Kriecherei, bald an Aufgeblasenheit und bei alle dem an das unordentliche aufgelöste Wirthshausleben. Auf diesen Reisen kommen Vater und Sohn dann natürlich auch mit den Musikalienhändlern in Verbindung sie können nichts anfangen ohne diese, und der Musikalienverleger ist die zweite intrigante Macht, welcher der junge Virtuos zu Bucherzwecken in die Hände fällt.

Da der Knabe vom zweiten, dritten Jahre an mit Gewalt zum Pianoforte hingetrieben und daran gefesselt worden ist, also in jenen Jahren, wo die Natur noch ganz im Unbestimmten und Weich-

unklaren liegt, so hat von einer Offenbarung und Entwicklung eines wirklichen Talentes und Berufes zur Kunst und Kunstschöpfung auch nicht die Rede sein können. Es war ja Alles unfrei, Alles Mechanismus und Zwangsarbeit, unter welcher das etwa geheim keimende oder schlummernde Talent, die zarte Blüthe des träumerischen Gemüthslebens ersticken, erstarren und vergraben werden mußte. Wie der Vater, so will nun aber auch der Musikalienverleger Vortheil von dem Virtuosen ziehen, und wenn dieser nicht selbst schon, wie das regelmäßig leider ja schon zu früh und unreif geschieht, auf Betrieb des Vaters oder aus eigenem Dünkel, mit Compositionen hervortritt, mit geist- und gehaltlosen Phantasten, so reizt jetzt der Musikalienverleger dazu an. Der junge Virtuoso spielt, er wird von Freibillets applaudirt, er wird in den Blättern genannt, von feilen Federn gerühmt und gepriesen; der Handel mit Compositionen dieses Wundermannes muß gehen. Der Virtuoso von vierzehn Jahren, ohne gründliche Bildung, ohne eigentliches Talent schreibt nun zusammen, was das Zeug halten will, er schreibt und spielt was er geschrieben, und — das Publicum kauft was es gehört, was der Verleger am Morgen nach dem Concertabend in grandiosen Lettern und mit frechen Lobphrasen angekündigt hat. Aber mit dieser Industrie, mit diesem Compositions-handel ist es noch nicht genug, auch mit dem Portrait des auf solche Weise Berühmtem gemachten ist noch zu verdienen. Der Musikalienverleger gibt also auch das Portrait seines Opfers heraus und sendet es überall hin, wohin der Virtuoso zum Concertgeben sich wendet, damit es in jeder Stadt an dem Tage am Fenster hängt, an dessen Abend Concert gegeben wird.

Ist auch dieser Cursus durchgemacht, so kommt endlich der dritte, in welchem der Virtuoso, geistig, sittlich, künstlerisch verwahrloßt, auf eigene Hand reißt und Concerte gibt, um so viel Geld zusammen zu raffen, wie möglich. Diese Nachtseite des Virtuositäthumes ist oft noch die schwärzeste. Hat der Virtuoso schon als Kind sich abhagern und magern müssen durch das erzwungene unausgesetzte Ueben und Einpausen, um vor der Welt als ein großes musikalisches Licht zu erscheinen, also hat er schon im Keime seine Gesundheit untergraben, und dadurch alle freie, gemüthvolle und seelenreiche Schöpfungskraft zerstört, so thut er dies jetzt, im

Jünglingsalter vollends durch sinnliches Schwärmen, wodurch er zugleich auch alle Lust und innige Triebbrunst verliert, Größeres und Höheres zu versuchen und zu leisten, wenigstens sich zu bestreben, als was er durch seine geschmeidigen Fingerfertigkeiten einmal kann. Daher verschwinden dann in gewissen Jahren die Virtuosen auf ein Mal von der Welt- und Lebensbühne. Sie müssen es sich jetzt mit schmerzlicher Resignation gestehen, daß sie eigentlich ohne Beruf, ohne Talent für die Kunst sind und waren. Glücklich, wenn ein solcher abtretende Virtuos sich so viel Geld und Ruf erübrigt, daß er sich in einer großen Stadt als Musik- oder Clavierlehrer niederlassen kann, zweimal glücklich, wenn es ihm bei seinem frühern Auftreten gelang, durch seine Keckheit, seine Fertigkeit oder seinen Zeitungsruf, der ihm schweres Geld gekostet, ein Mädchen zu berücken, wo möglich reiches, und daß er diese heirathet. — Verschwindet der Virtuose auf diese Weise aus der Welt, aus den Blättern, aus den Concertsälen, so verschwinden gleichsam auch seine gehaltlosen Compositionen, seine Phantasien über Thema's aus dieser und jener Oper, aus dem Handel und Wandel, der Musikalienhändler sagt, „der — oder die — gehen nicht mehr“, die Periode ist vorüber und — Alles wird vergessen. Die Compositionen, die Portraits, die Biographien — Alles ist Maculatur geworden.

Der Ruf eines solchen Virtuosen hat große Aehnlichkeit mit dem unserer meisten Bühnenvirtuosen oder Schauspieler. Jetzt ist das ganze Virtuosenenthum eigentlich schon Roccoco geworden (?) und man hat mit Recht von allen Seiten über die Concertmüdigkeit des Publicums geklagt oder geschrieben. Man ist zur rechten Einsicht und Würdigung des bisherigen, gehaltlosen Concertgebens gekommen, wo der Gvard'sche Flügel das einzige Instrument im Saale sein sollte, welches höchstens von einem Sänger oder einer Sängerin unterstützt wurde. Die Virtuosen haben in der letzten Zeit oft gestanden, daß sie kaum die Reisekosten erübrigen könnten; daß es mit den Concerten gar schlecht sei, daß nichts mehr zu machen wäre, weder im Osten noch im Westen und man oft hunderte von Freibillets ausgeben müsse, um nur nicht den Schimpf eines leeren Saales zu haben. Es erhellt schon aus dem Vorhergehenden und liegt auf der Hand, daß aus dieser Virtuosenwirthschaft für die Oper und Symphonie durchaus keine Früchte reifen.

Doch nicht allein im Spiel, sondern auch im „Generalbass“ haben wir in Deutschland Virtuosen, und in der übertriebenen Einseitigkeit dieser beiden Richtungen oder Bildungsphasen, in dem Mangel an gesundem Gleichgewicht liegt die Schuld, daß unsere deutsche Oper so leer und gelehrt dasteht. Dieses Thema erfordert aber eine eigene Behandlung, um zu zeigen, daß diejenigen, welche sich entweder auf das Virtuositenthum oder auf das sogenannte Musikstudium legen, nicht zur rechten Zeit aufhören, in dem Moment, wo sie, bei wirklichem Talent, noch Phantasie und Gemüth genug haben, um wahre Componisten werden zu können, bevor das ewige Sitzen und Arbeiten, hier im Spiel wie dort in der Harmonie und den harmonisch-mechanischen Künsteleien, alles Talent förmlich ersticht und abgetödtet hat. Denn warum leistet der Italiener so leicht und so viel das Seinige in der Musik, wenn nicht weil er sich weder die Finger, noch den Geist zu voll pflropft, sondern diesem zur rechten Zeit freien Lauf läßt? —

Christern.